

# Der erste Kuss : ein Neujahrsgeschichtchen

Autor(en): **Eich, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **19 (1948)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918374>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DER ERSTE KUSS

EIN NEUJAHRSGESCHICHTCHEN VON ERNST EICH

---

Natürlich ist nicht der erste Kuß gemeint, den die mehr oder weniger beglückten Eltern ihrem Säugling verehren, wenn er als achttes oder neuntes Glied des Stammbaums in der Welt erscheint. Es ist auch nicht der Kuß, den einem die Gotten,<sup>1</sup> Tanten und Basen liebevoll auf die Stirne drücken, und den mir auch — wie ich mich noch entsinne — die alte Hebamme Jumpfer Halder anlässlich eines Besuchleins gegeben, als sie mich etwa Zweijährigen wieder auf ihren Schoß genommen und ich dann mit dem Geruch ihrer heruntergezogenen Schnupfnase in allzunahe Berührung kam.

Auch eine andere alte Schnupferin, Jumpfer Seiler, hat sich als herzensgute Kindsgärtnerin beim Abholen zum ersten „Schul-tag“ so benommen, als ob sie mir einen Kuß wollt' spenden; aber es gelang mir, rechtzeitig unter deren Rock durch zu entschlüpfen. Ich mochte eben den beißenden Geruch des Schnupftabaks nicht leiden. Auch meine Eltern und Großeltern hatten dem Genuße des Schnupfens entsagen können. Eine Ausnahme machte freilich die Urgroßmutter Kull aus der „Untern Mühle“ zu Lenzburg. Von dieser her soll die uns noch verbliebene zierliche Silberdose rühren, mit dem eingravierten „Louis-Seize-Kränzchen“, welches Salonstück für Schnupftabakvisite nun als Behälter des Sacharins dient, womit man sich heute trotz mangelndem Zucker den Tee versüßen kann.

Doch der Leser möchte lieber von einem süßen Kuß als von süßem Sacharin was hören. Also von einem Kuß, den man nicht bloß aus verwandtschaftlicher Beziehung oder aus altem gutgemeintem Jumpfernbrauch, sondern aus vollem persönlichem Interesse geschenkt erhält: Ein Kuß, der unmittelbar mit einem seltenen Erlebnis verbunden — aus dem innersten Gefühl der Seele sich löst und mit stürmischer Pressung hervortritt.

Ein derartiges und seltenes Kußerlebnis, von dem ich berichten möchte, fällt in die Zeit, als hierzulande das Singen zum Neujahr noch nicht verboten war, und daher alljährlich zwischen Weihnachten und „Bärzelis-Tag“<sup>2</sup> arme Leute, vorab Gebrechliche oder

<sup>1</sup> Gotten = Patinnen.

<sup>2</sup> Bärzelis-Tag = Bächtholds-Tag, das heißt 2. Januar.

auch geistig beschränkte „Salat- und Waldbeeren-Fraueli“ aus den umliegenden Dörfern her in unser Städtchen kamen, um aus Dankbarkeit in gastfreundlichen Häusern ihrer angestammten „Kundschaft“ mit Singen ein „Gutes Neues Jahr“ zu wünschen.

So wurden wir, unter anderen, regelmäßig vom „Nagler-Anneli“ aus Staufen mit seinem Neujahrsgesang begrüßt. Es war dieses „Anneli“ ein verhutzeltetes Zwerglein; ein „Drei-Räbe-Höch“, <sup>3</sup> wie man bei Kindern zu sagen pflegt. Aus seinem durchs Alter verschmorten Gesichtchen vermochte es nur Teile von Worten hervorzubrodeln. Aber es hatte lebhaft schlitzige Äuglein, die das humpelnde Wesen selbst im Walde sicher über Stock und Stein geleiteten.

Einmal, an einem Sylvestertag — nachdem die „Häggliger-Rose“, die „Lüpowewer-Babette“ (Leutwiler-Babette) und das „Robischwiler-Vreneli“ (Rupperswiler-Verena, der leider eine gehabte Krankheit von der Nase nur noch zwei verzogene Öffnungen übrig ließ) bei uns schon ihre Neujahrsgesänge geboten — trat spät am Abend vor dem Wiederanzünden des Weihnachtsbaumes noch jenes „Anneli“ aus Staufen mit zwei Gefährtinnen in die weite Küche unseres Hauses, allwo sie, in Reih und Glied sich stellend, ein singendes Trio bildeten. Von woher das „Naglerli“ seine Gespaninnen zu diesem Konzert aufgegabelt, oder sie nur zufällig miteinander die Türe zur warmen Küche fanden, war nicht herauszubringen; da die schwerbeweglichen Zungen der „armen Tröpfe“ sich nicht zum Sprechen eigneten, und deshalb nur mit Lurggen <sup>4</sup> und Händefuchteln geantwortet wurde, so unsere Eltern sie um Auskunft fragten.

Vermutlich kam die eine der rätselhaften „Hanoppi“, <sup>5</sup> eine krumm gewachsene „Hagenbuchstange“, aus den „Bettentaler-Höfen“: Es ist dies ein einsamer Weiler zwischen Schafisheim und Seon — nahe der dort bewaldeten Hügel und rundlichen Berge gelegen; auf dessen Äckern beim ersten Vollmond nach Neujahr die Hasen und Füchse jeweils ihre Liebestänze aufführen und gegen den Morgen hin im Schnee die kreisartigen Spuren ihrer Paraden hinterlassen.

Die andere Begleiterin, mittelgroß, mit rübenartig geformtem Kopfe, konnte wohl ihren Unterschlupf im Gebiete der „Heuel-Mühle“ <sup>6</sup> gehabt haben. Ein Gehöft mit Landwirtschaft, ebenfalls einsam gelegen, am Ausgang eines von Wald umsäumten Tälchens, das sich von den Schofisser Bergen her gen Hunzenschwil zu ge-

<sup>3</sup> Drei-Räbe-Höch = drei Weißrüben hoch.

<sup>4</sup> Lurggen = unverständliche Kehllaute geben.

<sup>5</sup> Hanoppi = humpelnd-schwachsinniges Geschöpf.

<sup>6</sup> Heuel-Mühle = Eulen-Mühle.

fällig neigt und breitet. Ein munter durch Weidengebüsch sich schlängelndes Bächlein wird oberhalb der Mühle von einer langen Rinne gefaßt und muß sich dann plätschernd auf ein hohes Wasserrad ergießen. Noch vor kurzem hörte man am Waldrand das Echo vom eigentümlichen Summen dieses schmalen Schaufelrades. Und dessen im ganzen Gäu bekannte stotterige Melodie hieß: „Jetzt mueß ich hött no drü-mol umm-me<sup>7</sup> — drü-mol umm-me —, girax —, girax —, girax —.“

Leider ist während des zweiten Weltkrieges diesem uralten eichernen Rade das „Schmierfett eingetrocknet“; denn es vermochte, wie so viele andere Räder kleiner „Kunden-Mühlen“ sich nicht mehr rentierend den rationellen wirtschaftlichen Bestimmungen der Zeit anzupassen. Jedoch wäre hintendrein dieser und jener Bauersmann gewiß froh gewesen, so zusätzlich für den „Heuer-Appetit“ seiner Hilfskräfte etwas „Schwarz-Brot“ auftischen zu können, das aus dem dunklen kräftigen Mehl solcher holperig mah-lender Kleinmühlen kam.

In diesen weltabgelegenen Siedlungen mit naturverbundener Möglichkeit zu einfachem Leben macht es nicht viel aus, ob unten am langen Tisch nebst Hund und Katz sich noch ein mit Gaben nur spärlich bedachtes menschliches Geschöpf aufhalte oder nicht. Selbst dem „Wilden Jäger“ weist man nicht die Türe, wenn er bei Kälte seine Hände und Füße wärmen möchte, oder wenn er begehrt, einen Teller Suppe zu essen, oder sich die Schnapsflasche wieder auffrischen zu lassen. Die dortigen friedfertigen Bewohner waren ja von jeher gewohnt, ein Auge zuzudrücken, wenn sie ihm im Wald mit der Flinte auf dem „Anstand“ begegneten; und erst recht wenn er sie gar zu Hause aufsuchte. Denn man wollte doch nicht riskieren, daß einem ein Leid widerfahre. — Und Gelegenheit zu kleinen Gegendiensten durch Handlangerarbeit gab's in diesen Höfen für solch ungebetene Gäste zu jeder Zeit.

Mehr als einmal ist es vorgekommen, daß, wenn ich als Bub den Vater auf die Jagd in die Schofisser Berge begleitete, oder wenn wir in unserem dortigen „Holzacker“ am „Hinterberg“ Buchen-bäume angelogt<sup>8</sup> — welche dann die „Höfler“ während des Winters zu fällen und zu verklaftern hatten — wir ob dem Heimkehren bei anbrechender Dunkelheit von der „Hell“ her Schüsse knallen hörten, so bald wir unsern Buchen den Rücken gekehrt. Denn der „Strich“<sup>9</sup> der Rehe und anderen Getiers geht immer oben am Grat unseres Buchenwäldchens hinab zum finsternen Sumpftälchen der

<sup>7</sup> Jetzt muß ich heut noch dreimal herum...

<sup>8</sup> Angelogt = nach Prüfung markieren mit dem Messer.

<sup>9</sup> Strich = Jägerausdruck für Gang.

„Hell“. Es ist dies wohl „Höll“ gemeint — allwo Wassertümpel mit Gebüsch dem Wild zu ungestörtem Löschen des Durstes dienen, und allwo viel Nebeldünste gespenstige Formen bilden.

Und erst recht vernahm man vereinzelt Schießen, auch von anderswo her, wenn wir in hellen Nächten, etwas später als wie gewohnt, vom Dorfe Schafisheim den Rückweg antraten, nachdem wir den urchigen Worten des Pintenwirts „Bume“<sup>10</sup> zugehört. Ich sah immer gerne in die klugen „Napoleons-Augen“ und deren eigenartig grünen Schimmer. „Napoleons-Augen“ ist nicht etwa ein bei den Haaren zugezogener Renommier-Begriff, denn Vater Bume war mütterlicherseits ein direkter Nachkomme des Hartmann-Rohr zum „Rößli“ in Hunzenschwil. Und Hartmann soll auffallend dem Napoleon geglichen haben, weshalb er auch allgemein unter diesem Zunamen bekannt und begreiflich auch stolz auf solchen Titel war. Und der Volksmund behauptete, daß sogar der leibliche Napoleon einst im „Rößli“ genächtigt habe; und da müsse der Anblick dieses so bedeutenden Mannes auch nachhaltigen Eindruck auf des Gasthauses Kind und Großkind zurückgelassen und deren Wesen also markant gestaltet haben.

Wie gesagt, nicht nur die Stimme des Nachtheuels, auch die Schüsse des „Wilden Jägers“ konnte der nächtliche Wanderer ab und zu aus den Schofisser Bergen her vernehmen. Die Geneologen würde solches Schießen nicht befremden, denn sie behaupten, daß der Urmensch Jäger und Fischer gewesen sei. Und er übe sein Recht aus, wie damals noch der „Wilde Jäger“, der nicht dran dachte, dem Bezirksamtman Marti in Lenzburg eine Patentgebühr zu bezahlen. So war es ja auch, als Urmenschen die Felshöhle der „Heidenburg“ bewohnten — die am Berghang unweit der „Sigismühle“<sup>11</sup> liegt — zwischen Lenzburg und Seon, im Tälchen, das der Aabach als Ausläufer des Hallwilersees einst gebildet hatte. Und so war es gewiß auch, als am Fuße des dortig bewaldeten Höhenzugs, der „Berg“ genannt, die einst vom Bach ausgespülte Sandhöhle — nahe dem neuzeitigen Wuhr der „Oberen Bleiche“ — wohl zur Druidenzeit von einem Waldbruder behaust wurde, und daher unter dem Namen „Waldbruderi“ seit Menschengedenken bezeichnet blieb. Diese Höhle ist dann vor etwa vierzig Jahren der Verbreiterung des dortigen Waldweges geopfert worden. Gewiß hätten sich in deren Boden interessante historische und prähistorische Überreste finden lassen. Auch dieser Sonderling von Höhlen-

<sup>10</sup> Bume = Baumann, gemeint ist der Vater des nachmaligen Nationalrats Baumann, Wirt in Schafisheim.

<sup>11</sup> Sigismühle = die einstige Widmersche Papierfabrik, an deren Stelle zuvor gewiß die Mühle eines Sigismund war.

mensch im Bärenfell brauchte keine Bewilligung zu zahlen, wenn er sich zum Frühstück seine Krebsen und Forellen aus dem an der Behausung vorbeiziehenden Bache holte.

Und so war es und blieb es auch und wird es wohl auch fernerhin so bleiben, daß in den abgelegenen Wäldern zwischen „Seen-Gräneche“ (Seon-Gränichen) und Schofisse — ja selbst in den Waldzügen oben am „Eichberg“<sup>12</sup> — dem einstigen, durch entlassene Sträflinge feudal betriebenen großen Landsitz des genannten menschenfreundlichen Amtmann Marti — sich nicht nur seltenes Wild, sondern auch seltene Jäger erhalten, die weiter niemandem etwas zu Leide tun — und die sich von andern Christenmenschen nur dadurch unterscheiden, daß in ihnen von Adam und Eva her, nach wie vor, ein unbändiger Trieb zum Jagen geblieben ist. Schon das Entdecken einer Fährte des Wildes regt sie auf, ähnlich wie den Dackel, der einem das Schnäuzchen und Schwänzchen ums Hosenbein streicht, so er merkt, daß man vom Schofisser Wurstessen her noch etwas in der Tasche nach Hause trägt. Es sind solche schwer erziehbare Waldgesellen — an deren reinrassig gebliebenem Jägerblut und nötigenfalls mutigem Sinn für Verteidigung der Scholle ein Wilhelm Tell gewiß seine Freude gehabt hätte. Menschen mit gebräunten Gesichtern und tiefliegenden Falkenaugen und mit Federn des Habichts auf dem Filzer. Also das Gegenteil deren servilen „Duggemüseler-Fraueli“<sup>13</sup> — den verschüpften Kreaturen, die früher, als es noch keine kantonale Anstalt für Schwachsinnige gab, bei jeder Witterung im Walde anzutreffen waren, wo sie Reisig zum Heizen, Schwämme und Waldbeeren, oder Salat und Heilkräuter sammelten.

Jene Jäger sind im Walde aufgewachsen, sozusagen grad wie die vielen Märchen, die von altersher von Mund zu Munde gingen und die jetzt die Stadtkinder so schön gedruckt in ihren Schulbüchlein finden.

Auch die genannten „Hanoppi“ sind meistens Kinder des Waldes, aber gewöhnlich auch durstige Liebhaber des „Obs- und Händöpfel-Schnapses“<sup>14</sup> — so dieser zugänglich ist — und wie deren Eltern es auch waren. Daher wohl auch das Degenerierte an ihnen, selbst wenn für Bewegungsmenschen in rauher Natur an und für sich ein Schluck „Brönz“ wie Medizin zu wirken vermag, und deren nichtdegenerierte Nachkommen dann meist als Korber und Geschirrflicker ebenfalls naturverbunden bleiben.

<sup>12</sup> Eichberg = großer Gutsbesitz mit Wirtschaft; der Name soll herrühren von Eichenberger, aus dem Wynental.

<sup>13</sup> Duggemüseler = Duckmäuser.

<sup>14</sup> Obs- und Händöpfel-Schnaps = Obst- und Kartoffel-Branntwein.

So müssen wir die Zusammenhänge sehen, wenn wir uns das Erscheinen der drei vorgenannten „Hanoppi“ am Sylvesterabend in unserer Küche erklären wollen.

Er war wirklich ganz eigenartig, dieser Neujahrsgesang. Ein Singen wollte es ja sein, aber in Wirklichkeit war's ein Brummen, Zischen, Grunzen, wie man sich's drolliger nicht hätte ausdenken können. Für den Zuhörer war die Situation umso peinlicher, als wir nicht frei herauslachen durften — beileibe nicht! Damit hätten wir die in ihr Wettsingen vertieften braven Seelen aufs tiefste beleidigt. Aber bald verzog sich verstohlen der Vater, bald die Mutter, bald eine der Schwestern, bald wieder einer der Brüder, in die Stuben nebenan, um dem Lachkrampf Luft zu geben. Doch, man konnte es nicht lassen, immer von neuem in die Küche zurückzukehren, denn ein derartiges Singen war allzu anziehend und komisch! Natürlich bekamen diese drei naiven „Weisen“ — die wohl ein Himmelsstern uns ins Haus geleitet — ihren verdienten Lohn. Und es war wohltuend zuzuschauen, wie sie dann sitzend um den Küchentisch — mit froher Miene — ihr Sylvestermahl verspeisten: „Es sind der Welt verschiedene Kostgänger gegeben“, sagte zu uns nach deren Abschied der Vater.

Aber siehe, an einem Neujahrsabend blieb das Nagler-Anneli mit seinem Singen aus. Grad jetzt, wo die Mutter vorsorglich bei Frau Süberli in Gauistei<sup>15</sup> für dieses einen wolligen Schlutti<sup>16</sup> hatte stricken lassen! So mußte ich denn — als etwa achtjähriger Bub — am nachfolgenden Bärzelstag bei allem Pflüderwetter mit dem Neujahrspäckli nach Staufen gehen, um das arme „Holdertoggeli“<sup>17</sup> aufzusuchen. Es wohnte im alten Strohhaus neben der Schule und war bei der Familie der Schneiderin Furter verkostgeldet, die ab und zu für vierzehn Tage zum Flicker der vielen benötigten Bubenkleider zu uns „auf die Stör“ kam, so daß in diesem Zimmer unser Vater weder Platz fand zum Reinigen der Jagdflinte, noch wir Buben zum Aufstellen der Zinnsoldaten, die der nachmalige Pedell der Kantonsschule, namens Wehrli, fabelhaft schön geformt und gegossen hatte.

„Das Anneli liegt krank oben in der Kammer“, mit diesen Worten wurde ich die dunkle Treppe hinan auf den Estrich geführt, wo wirklich in einer schwach erhellten Mansarde das Naglerli wie ein Häufchen Elend auf einer Pritsche lag. Als es mich jedoch erkannte und sah, was ich ihm gebracht, fing es überschwenglich zu brodeln an. Es richtete sich auf — schaute mir fest

<sup>15</sup> Frau Süberli in Gauistei = Frau Säuberli in Auenstein.

<sup>16</sup> Schlutti = Jäckchen.

<sup>17</sup> Holdertoggeli = Stehaufmännchen aus Hollunder-Holz.

in die Augen — ergriff mit beiden Händen meine Rechte und preßte darauf schnell einen Kuß!

Tief ergriffen — und beschämt zugleich — stand ich da; denn derartige Herzensbezeugung konnte doch unmöglich als Lohn gelten für ein Schlutteli und etwas Neujahrsgebäck! Woher hatte denn das Anneli plötzlich einen so innigen Blick der Augen? Woher deren eigentümlichen Glanz? Das erinnerte ja an ein Wässerlein, das am Waldrand beim Mondschein aus der Erde rieselt und das man am lichten Tage gar nicht bemerkt.

Ein mysteriöses Glühen und Sprühen war in ihren Augen, wie man's am Nachthimmel bisweilen gewahr wird und das einem so beeindruckt, daß man sich dann so klein, ja nur als Atom einer unübersehbaren Ewigkeit fühlt.

Ganz linkisch und benommen verließ ich den kahlen dunklen Raum. Und als tiefstes Geheimnis habe ich das große seelische Geschenk in mir jahrzehntelang verwahrt. Und jetzt, nach etwa fünfzig Jahren weiß ich selbst nicht recht, warum ich es öffentlich erzähle und mich dadurch vielleicht preisgebe — dem Spötteln.

Aber dennoch *muß* ich es jetzt sagen; denn die Haare der überlegenen Lächler bleiben auch nicht immer üppig. Und es gilt dieses Neujahrsgehisten vornehmlich den Kindern, der Jugend, die dem eigentlichen Märchen keinen Glauben mehr schenken will.

Wie lebenswahr hat mich seit dem besagten Kuß das Märchen mit der Erzählung von der verwandelten Prinzessin angemutet! Wie oft mußte ich mich seither fragen, ob der unter den Menschen als gescheit sich Wähnende droben vom Weltall aus betrachtet am Ende nicht viel unbedeutender dasteht, als das so simple „Nagler-Anneli“? Eine Stunde nach meinem damaligen Besuche sei es dann friedlich in den „Schlaf der Ewigkeit“ versunken.

## LEBENSsprÜCHE

*Gut geplant, halb gebahnt!*

*Unruh' ist die Strafe für den Kleinmut.*

M. K.